> Gestatten: Fälscher

Marius Leutenegger

Kunstfälscher agieren naturgemäss anonym. Fliegen sie auf, erringen manche von ihnen aber Prominentenstatus – denn obwohl sie kriminell sind, kann man ihnen offenbar nicht richtig böse sein.

Bild links: «Christus und die Jünger von Emmaus», ein Werk des Niederländers Han van Meegeren, das als Werk von Jan Vermeer verkauft wurde.

Liest man sich durch die Biografien von Kunstfälschern, verdichtet sich ein Eindruck: Diese Betrüger werden geliebt. Sie schlagen dem Leben ein Schnippchen, tun niemandem richtig weh – und verdienen unsere Achtung durch Raffinement, Chuzpe und Kreativität. Ausserdem: Führen sie uns nicht vor Augen, dass Kunst per se eine grosse Täuscherei ist? «Ceci n'est pas une pipe», schrieb der Surrealist René Magritte einst richtigerweise unter die Abbildung einer Pfeife. Kommt hinzu, dass jede Fälschergeschichte einen Schuss Robin Hood enthält: Der arme Poet holt sich einen Sack Gold bei den stinkreichen Museen und Sammlern, die sich all die schöne Kunst unter den Nagel reissen wollen. Nun, die Kunstfälschung soll hier nicht verharmlost werden: Sie ist schlicht Betrug und ein übles Geschäft, dem in der Regel kaum Romantik anhaftet. Aber Kunst lebt nun einmal von Geschichten. Warum sonst ist ein Bild viele Millionen wert, wenn es van Gogh zugeschrieben wird, aber keinen Pfifferling, wenn es sich als Fälschung entpuppt? Das Bild bleibt ja dasselbe, nur seine Geschichte verändert sich. Diese bestimmt also zu einem wesentlichen Teil den Rang eines Werks, und darum ist Kunst ohne Geschichten nicht denkbar. Seien wir also froh, dass Kunstfälscher ein paar besonders schillernde Kapitel zum grossen Buch der Kunst beigesteuert haben.

Superstar mit dubioser Vergangenheit

Und seien wir erst recht froh, dass Kunstfälscher in der Regel nicht gleich der Kopf abgeschlagen wird, sondern dass sie auch Bewunderung einheimsen. Wäre dem nicht so, würden nämlich einige der wichtigsten Meisterwerke nicht existieren. Denn der erste grosse Fälscherskandal überhaupt betraf einen jungen Mann, aus dem später einer der wichtigsten Künstler werden sollte: Michelangelo. 1496 meisselte er in Florenz einen Liebesgott aus einem Marmorblock. Einem Kunsthändler empfahl er, die Statue in der Erde zu vergraben und so zuzurichten, dass sie antik aussehe. «Und wenn du sie dann nach Rom schicken würdest, so möchte dir das weit mehr einbringen, als wenn du sie hier verkaufst», zitiert ein Biograf den jungen Künstler. Der Händler tat, wie ihm geheissen – und verkaufte die vermeintliche Antiquität Kardinal Raffaele Riario. Der Schwindel flog auf, doch der Kardinal trug ihn mit Fassung. Er liess den jungen Mann, der ihn so vortrefflich betrogen hatte, nach Rom kommen und für sich arbeiten.

Restaurieren auf weisser Leinwand

Auch die meisten modernen Fälscher haben so angefangen wie Michelangelo – als talentierte Kunstschaffende. Nur: Heute scheint der Weg zurück zum eigenständigen Künstler verbaut, ist der Ruf erst einmal ruiniert. Dabei gibt es durchaus Fälscher, die riesiges Potenzial als Künstler hätten. Einer von ihnen war Eric Hebborn. Er wurde 1934 in eine mausarme Londoner Familie geboren, war schon als Jugendlicher ein schlimmer Finger und landete deshalb in einer Reformschule. Dort entdeckte er seine Liebe zum Zeichnen. Die Lehrer förderten ihn nach Kräften, und tatsächlich schaffte es der junge Mann aus der Unterschicht in die Royal Academy of Arts. Allerdings hatte Hebborn eine eigenartige Vorliebe für Kunst aus vergangenen Epochen. Er konnte malen wie ein Alter Meister – doch seine altmodische neue Kunst kam nicht an. Mit seinem Fachgebiet war Hebborn aber genau der richtige Mann für einen Job in einem Restaurierungsbetrieb. Dort nahm das Unheil seinen Lauf. «In diesem Atelier steigerte ich meine Fähigkeiten und meine Kenntnisse über die Materialien und Techniken der Alten Meister, bis ich eines Tages fähig war, ein ganzes Gemälde zu restaurieren – aus dem Nichts», hielt er in seiner lesenswerten, leider nur auf Englisch erhältlichen Autobiografie «Drawn to Trouble» fest.

Das tödliche Buch

Bald produzierte Hebborn Fälschungen am Laufmeter. Seine Arbeiten waren derart gut, dass sie den Weg ins Britische Museum, in die Nationalgalerie in Washington und in die berühmtesten Privatsammlungen fanden. Hebborns Philosophie: keine grossen Ölgemälde zu fälschen, sondern die Expertenherzen mit Zeichnungen von Tiepolo, Piranesi, Rubens oder Poussin zu beglücken. Mit Vorliebe vertiefte er sich in die Entstehungsgeschichte bekannter Meisterwerke – und lieferte dann die passenden Vorstudien und Skizzen dazu. Um «kunsthistorische Lücken» zu schliessen, verwendete er vorzugsweise Papier, das tatsächlich aus der Zeit stammte. Das wurde ihm schliesslich zum

Bild unten links: Eric Hebborn – hier ein Selbstporträt – war einer der begabtesten Fälscher überhaupt. Leider war sein Humor für ihn tödlich.

Bild unten rechts: Hebborn setzte nicht auf grosse Gemälde, die Misstrauen erwecken, sondern auf Zeichnungen und Skizzen.

Verhängnis: Einem Kurator fiel auf, dass zwei Zeichnungen vermeintlich verschiedener Künstler auf identischem Papier angefertigt waren. Da Hebborn selber als Verkäufer dieser Zeichnungen aufgetreten war, fiel er in Ungnade. Doch er fälschte munter weiter. Pekuniäre Aspekte mögen eine wichtige Triebfeder für ihn gewesen sein, doch Hebborn war auch noch aus anderem Grund zum Fälschen motiviert: Er wollte es «denen» zeigen, die ihn als eigenständigen Künstler nicht ausreichend gewürdigt hatten. Rachedenken paarte sich bei ihm auch mit dem für die britische Arbeiterklasse typischen Hass auf die Elite. Schliesslich überspannte Hebborn aber den Bogen. 1996 veröffentlichte er «Kunstfälschers Handbuch». Darin breitete er sein ganzes Wissen über die Fälscherei aus und machte sich gleich noch über die halbe Welt lustig. Jemandem muss diese Publikation wohl in den falschen Hals geraten sein – acht Tage nach der Veröffentlichung wurde Eric Hebborn mit eingeschlagenem Schädel in Rom aufgefunden.

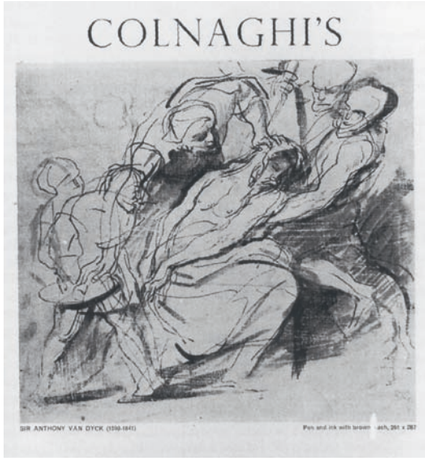
Rache ist bunt

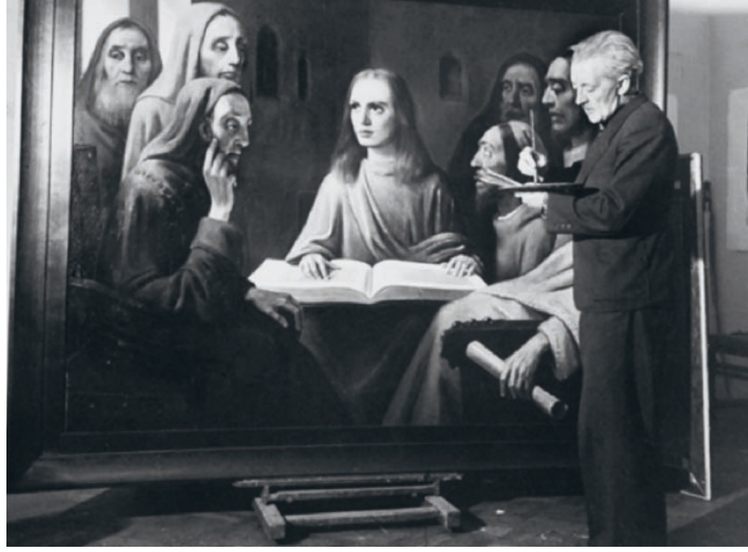
Seine Ressentiments gegen die Elite der Kunstexperten teilte Hebborn mit vielen Kunstfälschern. Fast gewinnt man den Eindruck, es sei den meisten Fälschern vor allem darum gegangen, jenen eine lange Nase zu zeigen, deren Anerkennung sie sich vergeblich erhofft hatten. Ein gutes Beispiel dafür ist der vielleicht bekannteste Fälscher des letzten Jahrhunderts: Han van Meegeren. Er kam 1889 in den Niederlanden zur Welt, wuchs unter ähnlich misslichen Bedingungen wie Hebborn auf und war ebenfalls in die Kunst vergangener Epochen verliebt, vor allem in die Werke des niederländischen Barockkünstlers Jan Vermeer. Van Meegeren erzielte zunächst durchaus Erfolg als Maler, sein altertümlicher Stil führte aber zum Knatsch mit den Kunstkritikern. Der Maler fühlte sich darauf als verkanntes Genie und sann auf Rache. Lächerlich machen wollte er alle, die ihm so zugesetzt hatten – und ihnen anhand einer Fälschung beweisen, dass sie nichts von Kunst verstanden. Nach intensiven Recherchen fand er eine Lücke im Werk von Jan Vermeer: Von diesem Maler waren kaum religiöse Motive überliefert. Diese wollte er jetzt liefern. Sechs Jahre lang bereitete sich van Meegeren auf seinen Coup vor. Als er schliesslich seine Vermeers auf den Markt warf, galten sie als kunsthistorische Sensation. Geschickt verschleierte der Fälscher die Herkunft der Bilder und strich Unsummen ein.

Der Fälscher als Volksheld

Dann aber überschlugen sich die Ereignisse auf filmreife Art: Reichsmarschall Hermann Göring, der mit Hitler um den Besitz der weltweit besten Privatsammlung wetteiferte, kaufte einen der angeblichen Vermeers. Nach dem Krieg wurde untersucht, woher Göring seinen Vermeer hatte. Die Spur führte zu van Meegeren – und dieser wurde als Kollaborateur verhaftet. Dem Fälscher blieb nichts anderes übrig, als seine Taten zuzugeben. Doch man glaubte van Meegeren nicht. Er wolle sich bloss schützen, hiess es. Herbeigerufene Sachverständige versicherten dem Gericht, Görings Vermeer sei echt. Van Meegeren trat im Gefängnis den Tatbeweis an – und malte noch einmal einen Vermeer. Aus dem Kollaborateur und Kunstfälscher wurde dadurch schlagartig ein Volksheld: Ha, einer der unseren hat Göring um viel Geld erleichtert! Lang geniessen konnte van Meegeren seinen eigenartigen Ruhm aber nicht: Er starb ein Jahr später, noch ehe er eine milde Strafe wegen der Fälschungen hätte antreten sollen. Immerhin war er Umfragen zufolge zu diesem Zeitpunkt der zweitbeliebteste Niederländer, gleich nach dem Ministerpräsidenten. Schon Nietzsche wusste bekanntlich: «Die Welt will betrogen sein.»

Edgar Mrugalla, von dem noch immer 1500 Fälschungen im Umlauf sind, bietet seine Werke heute im Internet an – sauber deklariert. Das hier ist zum Beispiel ein «Mrugalla nach Emil Nolde».





Ab ins Studio!

Andere Fälscher konnten ihren Ruhm länger geniessen. So der 1917 geborene Londoner Thomas Keating, auch er ein Mann aus armen Verhältnissen, der mit seinem eigenen Werk nicht ankam und darauf zum Fälscher mutierte. Keating war aber nicht einfach ein frustrierter, sondern auch ein höchst humorvoller Fälscher. Seine Werke präparierte er zuweilen mit chemischen Zeitbomben: Sie zerstörten sich bei einer routinemässigen Säuberung von selbst. Oder er versah die Bilder nach Rembrandt, Degas oder Renoir mit Anachronismen wie einer Guinness-Bierflasche. 2000 Gemälde soll er verkauft haben. 1970 wurde Keating erwischt und verurteilt; wegen seiner schwachen Gesundheit musste er aber nicht ins Gefängnis. Dann schlug seine Stunde: Er wurde Kunstexperte beim Fernsehen. Zwei Jahre lang präsentierte er dort grosse Meister – und malte während der Sendung gleich eine passende Fälschung. So etwas kann es natürlich nur in England geben, und als Keating 1984 starb, versteigerte das Auktionshaus Christie's 204 seine Werke.

Zu schnell für den Markt

Noch produktiver war der 1938 geborene Edgar Mrugalla. Der Deutsche kopierte die Arbeiten von über 50 Künstlern wie Picasso, Liebermann und Schiele. In etwa 15 Jahren fertigte er rund 3000 Werke an. Die extreme Effizienz führte dann allerdings auch dazu, dass er aufflog. Als Mrugalla Mitte der 1980er-Jahre den Markt mit Picassos flutete, wurden Experten misstrauisch. Schliesslich klingelte die Polizei an seiner Tür. Mrugalla wurde zu einer Gefängnisstrafe auf Bewährung verurteilt; traditionellerweise springt das Gesetz mit Kunstfälschern nicht gerade hart um. Alle greifbaren Fälschungen wurden beschlagnahmt und vernichtet, aber rund die Hälfte aller Gemälde, Drucke oder Radierungen von Mrugalla «schwirrt noch in der Weltgeschichte herum», wie der Meister sagt. Dass er erwischt wurde, hat Mrugalla anscheinend nicht allzu sehr erschüttert, denn er malt fleissig weiter. Seine Fälschungen deklariert er nun aber offen, zum Beispiel als «Mrugalla nach Chagall». Für die Kunstszene ist er aber ein rotes Tuch geblieben. Dabei hat sie jahrelang gut an ihm verdient. Man schätzt, dass alle Mrugallas zusammen rund 50 Millionen Euro lösten; der Maler selbst bekam für einen Picasso, den er dubiosen Händlern weitergab, vielleicht 300 Mark. Heute lebt Mrugalla von einer sehr bescheidenen Rente und dem gelegentlichen Verkauf eines Kunstwerks über eBay. Gerade jetzt bietet er dort Werke nach Modigliani, Schiele oder Rembrandt an. Wie seine Kollegen Hebborn oder van Meegeren ist Mrugalla frei von Gewissensbissen.

Die perfekte Fälschung

Immerhin: Das, was Kunstfälscher für gemeinhin suchen – nämlich Anerkennung –, erhielt Mrugalla im Übermass. Eine Kuratorin des Louvre bezeichnete ihn als «genial», ein anderer Experte nannte ihn den «besten Kunstfälscher der Nachkriegsgeschichte». Mrugalla diesen Titel zu verleihen, ist allerdings mutig. Denn der Deutsche wurde ja erwischt, was ihn als Fälscher nicht ganz so meisterlich aussehen lässt. Oder wie es der britische Kunstexperte Nicholas Turner ausdrückt: «Die perfekte Fälschung muss etwas sein, das niemand entdeckt hat. Wir werden nicht sagen können, was eine perfekte Fälschung ist, weil sie ihren Zweck so gut erfüllt.» Irgendwo wird also vielleicht noch ein Fälscher sitzen, der seine Arbeit besser machte als Hebborn, Mrugalla, van Meegeren oder Keating.

Bild links: Colnaghi gilt als älteste Kunstgalerie der Welt. Alle Erfahrung half aber nichts: Fälscher Eric Hebborn schaffte es mit einer Zeichnung, die er als Werk von van Dyck ausgab, sogar aufs Titelbild des Katalogs.

Bild rechts: Um einer noch schwereren Strafe wegen Kollaboration mit den Nazis zu entgehen, musste van Meegeren beweisen, dass er die verkauften Vermeers selber gemalt hatte. Er griff deshalb im Gefängnis zum Pinsel.